

(Nachdruck verboten.)

21

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Chicago und seine Gallen schwinden; sie sehen grüne Wiesen und von der Sonne beleuchtete Flüsse, mächtige Wälder und schneebedeckte Hügel. Sie erblicken heimatlische Landschaften und Szenen aus ihrer Kindheit; alte Liebe und Freundschaft beginnt zu erwachen, alte Freuden und Leiden lachen und weinen. Einige der Gäste sinken zurück und schließen ihre Augen, andere schlagen auf den Tisch. Sie und da erhebt sich ein Schrei. Er fordert einen Heimatsang! Dann leuchtet das Feuer heller in Tamoszius' Augen an, er hebt den Bogen, feuert seine Gefährten an und dahin geht es in wahnsinnigem Lauf. Die Gesellschaft nimmt den Chor auf, Männer und Frauen schreien wie besessen, einige springen auf die Füße und stampfen auf den Boden; sie erheben ihre Gläser und trinken einander zu. Es dauert nicht lange, so verlangt jemand einen alten Hochzeitsgesang, der die Schönheit der Braut und die Freuden der Liebe verherrlicht. In der Aufregung dieses Meisterstückes schlängelt sich Tamoszius zwischen den Tafeln durch nach oben, wo die Braut sitzt. Es ist nicht ein Fuß Raum zwischen den Stühlen und den Gästen und Tamoszius ist so klein, daß er ihre Arme mit seinem Bogen berührt, wenn er die tiefen Notizen greifen will, aber er setzt es durch und beharrt dabei, daß seine Begleiter ihm folgen. Es ist wohl unnötig zu sagen, daß die Töne des Cellos bei diesem Vorgänge ziemlich ersticht werden; aber endlich sind die drei doch oben an der Tafel und Tamoszius nimmt seine Stellung an der rechten Seite der Braut und beginnt seine Seele in schmelzenden Tönen auszuhauchen.

Die kleine Ona ist zu aufgeregter, um zu essen, zuweilen kostet sie etwas, wenn Cousine Marija ihren Ellenbogen zwickt und sie aufmuntert; aber meistens liest sie und starrt mit denselben ängstlichen Augen umher. Zeta Elzbieta ist unruhig wie eine Hummel, und auch die anderen Frauen rennen atemlos umher.

Ona scheint sie kaum zu hören; erst die Musik erregt ihre Aufmerksamkeit und ihr verlorener Blick kommt zurück; beide Hände preßt sie auf ihr Herz, Tränen kommen in ihre Augen und sie schämt sich, sie über die Wangen rollen zu lassen; sie wendet und schüttelt den Kopf ein wenig errötet, weil sie sieht, daß Jurgis sie beobachtet. Als Tamoszius Kuszeleika endlich ihre Seite erreicht hat und seinen Zauberstab über ihr schwingt, werden Onas Wangen scharlachrot und es sieht aus, als ob sie aufspringen und wegrennen möchte.

Sie wird in dieser Krisis jedoch durch Marija Vertzyna-ka gerettet, der die Muse plötzlich einen Besuch abstattet. Marija liebt einen Gesang, das Lied von eines Liebhabers Abschied. Sie wünscht es zu hören, und da die Musikanten es nicht kennen, erhebt sie sich, in der Absicht sie zu befehlen. Marija ist klein, aber stattlich im Umfang. Sie arbeitet in einer Püchsenfabrik und ist den ganzen Tag mit Kleisbüchsen beschäftigt, die vierzehn Pfund wiegen. Sie hat ein breites slavisches Gesicht mit sehr roten Wangen. Als sie den Mund öffnet, wird es tragikomisch, man kann nicht anders, als dabei an ein wieherndes Pferd denken. Sie trägt eine blaue Flarellbluse, deren Ärmel jetzt aufgerollt sind und die braunroten Arme freilassen. Sie hat eine Aufschnittgabel in der Hand, mit welcher sie auf den Tisch stößt, um den Takt anzugeben. Als sie ihren Sang herausschreit mit einer Stimme, welche kein Winkeln im Zimmer leer läßt, folgen ihm die Musikanten, Note nach Note, immer eine hinter ihr zurück. So arbeiten sie sich Zeile nach Zeile, durch eines liebestranken Jünglings Klage:

„Sudiev' kvietkeli, tu brangiausis,
Sudiev' ir laime, man biednam
Matau — pas kyre teip Aukseziausis
Jog vavgt ant svieto reek vienam!“

Als der Sang verklungen, ist es Zeit für eine Rede, und der alte Dede Antanas erhebt sich. Großvater Antanas, Jurgis Vater, ist nicht älter als sechzig Jahre, aber du würdest ihn für achtzig halten. Er ist erst sechs Monate in Amerika, und der Wechsel hat ihm nicht gut getan. In seinem Mannes-

alter arbeitete er in einer Baumwoolsmühle, aber es überfiel ihn ein Husten und er wurde entlassen. Draußen auf dem Lande verschwand das Uebel, aber er arbeitete dann in den Pöfelräumen von Durham, und die kalte feuchte Luft brachte den Husten zurück. Als er sich erhebt, wird er von einem Nervenfall ergriffen und muß sich an seinem Stuhl festhalten und sein abgemagertes Gesicht wegwenden, bis der Anfall vorüber ist.

Sonst ist es wohl Brauch, für eine Rede bei einer Hochzeit etwas aus einem Buche auswendig zu lernen. Aber in seinen jungen Jahren hatte Dede Antanas eine höhere Schule besucht, er pflegte daher die Liebesbriefe aller seiner Freunde zu schreiben. Zu dieser Hochzeit hatte er sich eine Originalrede angefertigt voll Glückwünsche und Segensprüche. Sie war das Ergebnis des Tages. Selbst die Knaben, welche durch das Zimmer rannten, kommen näher und horchen, und manche Weiber schluchzen und wischen sich die Augen mit den Schürzen. Es ist sehr feierlich, denn Antanas hat der Gedanke ergriffen, daß er nicht lange mehr bei seinen Kindern bleiben wird. Seine Rede macht alle so tränenreich, daß Jotubas Szedvilas, welcher einen Delikatessenladen in der Halsted Street hat und fett und gemütvoll ist, sich erhebt und meint, die Dinge wären doch nicht ganz so schlimm. Er geht dann noch weiter und hält selbst eine kleine Rede, in der es von Glückwünschen und glücklichen Prophezeiungen für Braut und Bräutigam nur so hagelt. Er wartet mit Einzelheiten auf, welche die jungen Männer höchlichst entzücken, aber Ona dunkler erröten machen als je. Jotubas besetzt das, was sein Weib wohlgefällig als — poetische Inspiration bezeichnet.

Jetzt sind eine ganze Anzahl von Gästen mit Essen fertig, und da keine Ansprüche an irgend welche Zeremonien gemacht werden, wird die Tafel einfach aufgehoben. Die Männer versammeln sich am Schenktisch; einige wandeln umher, lachen und singen. Hier und da bilden sich kleine singende Gruppen in größter Gleichgültigkeit gegen die anderen und gegen das Orchester.

Jeder ist mehr oder weniger ruhelos, man sollte denken, es läge ihnen allen etwas auf dem Herzen. Und so ist's! Die letzten säumigen Esser haben keine Zeit, ihre Mahlzeit zu beenden, ehe die Tische und die Ueberreste der Tafeln in die Ecke geschoben und die Stühle und die Babys aus dem Wege gebracht werden. Die wahre Feier des Abends beginnt.

Tamoszius eilt, nachdem er sich mit einer Kanne Bier erfrischt hat, zu seinem Podium zurück und übersteht die Szene. Befehlend klopft er auf seine Geige, legt sie sorgfältig unter's Kinn, schwingt den Bogen mit bewunderswerter Kunst, legt ihn auf die Saiten und schließt die Augen — dann fliegt er im Geist dahin auf den Flügeln eines träumerischen Walzers. Sein Gefährte folgt ihm, aber mit offenen Augen. Er bewacht sozusagen den Schauplatz seiner Arbeit. Erdlich erhebt Valentinaviczja, nachdem er eine Weile gewartet und mit dem Fuße die Takte gezählt, den Blick zur Dede und beginnt zu sagen — Bum — bum — bum.

Die Gesellschaft paart sich rasch und bald ist alles in Bewegung. Offenbar versteht niemand zu walzen, aber das hat durchaus nichts zu bedeuten. Da ist Musik und sie tanzen. Jeder, wie es ihm gefällt, gerade wie vorher beim Gesang. Die meisten bevorzugen den Zweitritt, besonders die Jungen, für die er Mode ist. Die älteren Leute haben heimische Tänze mit seltsam verschnörkelten Schritten, die sie mit ernster Feierlichkeit ausführen. Einige tanzen gar nicht. Sie halten einfach einen anderen bei den Händen und lassen ihre naive Daseinsfreude sich mit den Füßen austoben. Unter diesen sind Jotubas Szedvilas und sein Weib Lucija, welche zusammen den Delikatessenladen halten, und beinahe ebensoviel verzehren wie sie verkaufen. Sie sind zu fett, um zu tanzen, aber sie stehen in der Mitte, halten sich fest in den Armen, rücken von einer Seite zur anderen und lächeln selbst — ein Bild zahloser und schweißtriefender Begeisterung. Manche der älteren Leute tragen Kleidung, die in einigen Einzelheiten an ihre heimische Tracht erinnert — eine gestickte Weste oder einen Jag, oder ein frohfarbiges Tuch, oder einen Rock mit langen Schößen und merkwürdigen Knöpfen. Alle diese Dinge werden von der Jugend sorgfältig vermieden; die meisten haben gelernt englisch zu sprechen und tragen die

Letzte Mode. Die Mädchen haben fertiggekaufte Kleider oder Blusen an und einige sind ganz hübsch. Einige der jungen Männer könnten für Amerikaner gelten. Für Kommiss! Schon deshalb, weil sie ihre Güte im Zimmer aufbehalten. Jedes der jüngeren Paare gefällt sich in einem besonderen Tanzstil. Einige schmiegen sich sehr eng aneinander an, andere halten sich in vorsichtiger Entfernung. Die einen strecken die Arme fleißig, andere lassen sie hängen. Einige springen, andere gleiten sanft, wieder andere bewegen sich mit feierlicher Würde. Da sind lärmende Paare, die wild durchs Zimmer rasen und jeden aus ihrem Wege stoßen, und nervöse Paare, welche sich immer fürchten und aufschreien: Nustok! Kas yra? — Jedes Paar ist für den ganzen Abend vereint; sie trennen sich nie. Mena Jasaityte zum Beispiel, welche schon unendliche Stunden mit Juozas Kaszius getanzt hat. Mena ist die Schönheit des Abends, und sie wäre wirklich schön, wenn sie nicht so stolz wäre. Sie trägt eine weiße Bluse, die vielleicht den Lohn einer halben Woche repräsentiert. Sie hält den Rock mit der Hand beim Tanzen, wie sie es von großen Damen gesehen. Juozas führt einen von Durhams Wagen und bekommt hohen Lohn. Er imitiert den flotten jungen Mann, trägt den Hut auf einer Seite und hält den ganzen Abend die Zigarette im Munde. Dann ist da Jadyga Marcin kus, ebenfalls schön, aber bescheiden. Jadyga bemalt ebenso wie Mena Büchsen, aber sie hat eine kranke Mutter und drei kleine Schwestern zu ernähren, deshalb verschwendet sie ihren Lohn nicht für Blusen. Jadyga ist klein und zart, hat pechschwarze Augen und Haare. Die letzteren sind auf dem Kopfe in einen kleinen Knoten gedreht und befestigt. Sie trägt ein altes weißes Kleid, das sie selbst gemacht und seit fünf Jahren bei allen Festlichkeiten trägt. Es ist nicht sehr fleidlich, das betrübt aber Jadyga nicht, welche mit Mikolas tanzt. Sie ist klein, er groß und stark. Sie schmiegt sich in seinen Armen, als wenn sie sich vor aller Augen verbergen möchte, und lehnt ihren Kopf an seine Schulter. Er hat seine Arme fest um sie geschlungen, als wolle er sie forttragen. Und so tanzt sie und wird den ganzen Abend tanzen und würde in alle Ewigkeit forttanzen, in Freude und Glück. Vielleicht würdest du lachen, wenn du sie sähest, aber du lächst nicht, wenn du ihre ganze Geschichte hörst. Es ist das fünfte Jahr, daß Jadyga mit Mikolas verlobt ist, und ihr Herz ist krank. Sie würden längst geheiratet haben, doch Mikolas hat einen Trinker zum Vater und ist der einzige kräftige Mann in einer großen Familie. Trotzdem hätten sie es vielleicht möglich gemacht, denn Mikolas ist geschick, wenn nicht so traurige Fälle dazwischen gekommen wären. Er ist Knochenhäler, und das ist ein gefährliches Gewerbe, besonders wenn du Stückerarbeit verrichtest und heiraten möchtest. Deine Hände sind schlüpfrig und dein Messer ist schlüpfrig, und du arbeitest wie ein Verrückter. Wenn dann zufällig jemand dich anspricht und du schlägst auf einen Knochen, dann gleitet das Messer ab und du verletz dich fürchtbar. Das würde aber noch nicht so schlimm sein, wenn nur die tödliche Ansteckung nicht wäre. Der Schnitt kann heilen, aber man kann es nie wissen. Zweimal hat Mikolas während der letzten drei Jahre an Blutvergiftung zu Hause gelegen, einmal drei Monate lang und einmal gar sieben. Das letzte Mal verlor er sogar seine Arbeit, und das hieß soviel wie sechs Wochen an den Türen der Schlachthäuser herumstehen müssen, von sechs Uhr morgens an, bei bitterer Kälte im Schnee. Es gibt kluge Leute, welche dir aus den Büchern nachweisen, daß Knochenhäler vierzig Cents in der Stunde verdienen, aber vielleicht haben diese Leute nie eines Knochenhälers Hand gesehen. —

Wenn Tamoszius und seine Gefährten einmal eine Pause machen, wie es von Zeit zu Zeit üblich ist, dann bleiben die Tänzer stehen, wo sie gerade sind, und warten geduldig. Sie ermüden scheinbar nie, und ein Platz zum Sitzen ist nicht da. Es dauert auch nur eine Minute, dann fährt der Dirigent wieder auf, trotz des Widerspruchs der beiden anderen. Nun kommt eine andere Art Tanz, ein litauischer Tanz. Die, welche das bequemer finden, fahren mit dem Zweitritt fort, aber die Mehrzahl macht eine verwickelte Anzahl von Bewegungen durch, die mehr an Schlittschuhlaufen als an Tanzen erinnern. Der Höhepunkt ist ein wütendes prestissimo, bei dem die Paare sich bei den Händen ergreifen und ein verrücktes Wirbeln beginnen. Das ist ganz unwiderstehlich und jeder im Zimmer macht mit, bis der Platz ein verwirrendes Durcheinander von fliegenden Köden und Gliedern ist. Aber das Schauspiel aller Schaustücke ist in diesem Augenblicke Tamoszius Kusleika. Die

alte Fiedel schreit und wimmert wie protestierend, aber Tamoszius hat kein Mitleid. Die Schweißtropfen stehen auf seiner Stirn, und er beugt sich vor wie ein Radrennfahrer beim Endspurt des Rennens. Sein Körper bebzt wie eine durchgegangene Dampfmaschine, und das Ohr kann dem fliegenden Rötenschauer nicht folgen. Statt seines Armes sieht er einen blauen Nebel. Mit einem wunderbaren Schwung kommt er zum Ende des Stückes, wirft die Hände empor und wankt erschöpft zurück. Und mit einem Endschrei des Entzündens fliegen die Tänzer auseinander und taumeln hierhin und dahin an die Wände.

(Fortsetzung folgt.)

Der Garten des Laubenkolonisten.

Oktober.

Jüngst war Herr Brichke wieder einmal bei mir. Er meinte, da im Garten nicht mehr viel zu tun sei, habe er jetzt mehr Zeit, gelegentlich Privatbesuche zu machen, außerdem habe er mich Verschiedenes zu fragen, und dann wisse er auch, daß ich ihn nicht mit trockenem Halse weitergehen lassen würde. Ich verstand den Wink, setzte ihm eine gute Flasche vor und bald begann er, aus sich heraus zu gehen, mich alles zu fragen, was er auf dem Herzen hatte. Er meinte, was jetzt bei seiner Laube wächst, sei nur noch Unkraut; es wüchse überall, so führte er aus, am Jaun, auf den Wegen, zwischen den Gemüsen, man könne sich gar nicht helfen. Früher glaubte er auch, dieses überflüssige Unkraut würde von selbst wachsen, ohne daß sich sein Samen in der Erde befinde. Diese verkehrte Ansicht habe ich ihm aber bereits ausgetrieben. Die Unkrautsamen, die sehr leicht sind, werden häufig aus den verwilderten Nachbarländereien durch den Wind in die Laubenparzellen getragen. Außerdem bleiben Samen, die vielleicht schon Jahr und Tag im Boden gelegen haben, aber so tief, unter Abschluß der Luft, daß sie nicht keimen konnten, jahrzehntelang lebensfähig, während sich bei trockener Aufbewahrung die Keimfähigkeit der meisten Sämereien nur auf verhältnismäßig kurze Dauer erstreckt. Wenn tiefliegende Samen durch die Bodenbearbeitung in günstigere Lebensverhältnisse kommen, so beginnen sie rasch auszuteimen. Ganz wird man die Unkräuter nie los. Die einjährigen hält man sich fern durch häufiges Behaden des Bodens, die mehrjährigen lassen sich hierdurch schließlich auch zum größten Teil ersticken, wenn ihre jungen Triebe durch fortgesetztes Behaden immer und immer wieder vernichtet werden, wodurch schließlich die ausdauerndsten Wurzeln im eigenen Saft erlaufen.

Wir in der sandigen Mark haben unsere ganz speziellen Unkräuter, deren massenhaftes Auftreten immer ein Zeichen der Kalkarmut des Bodens ist. Durch Kalken des Bodens kann man diesen Unkräutern eine ungemütliche Situation bereiten und dann in den folgenden Jahren mit Vergnügen beobachten, daß sie immer rarer werden. Unausstehlich werdende, förmlich grüne Teppiche bildende andauernde Unkräuter des kalkarmen Sandbodens sind eine Ampferart (*Rumex acetosella*) und die Aderwinde (*Convolvulus arvensis*). Die erstgenannte Pflanze, die grüne Rosetten bildet, über welche sich im Sommer mit Hunderten unscheinbarer Blüten bedeckte Blütenstiele erheben, ist ganz flachwurzeln. Sie treibt über meterlange, flach gehende Wurzelrhizome, aus welchen in kurzen Abständen zahlreiche neue Pflänzchen eripieren, so daß aus einer einzelnen Pflanze bald ausgebreitete grüne Rasen entstehen, wozu noch die natürliche Vermehrung durch Selbstausaat kommt. Beim Graben muß jedes Würzelchen dieses Schmarobers ausgelesen werden. Auch aus dem kleinsten Wurzelstückchen, das im Boden bleibt, gehen neue Pflanzen hervor. Die Aderwinde ist ein noch abscheulicheres Unkraut, trotz ihrer trichterförmigen, weißen, wohlriechenden Blumen. Ihre weißen Wurzeltriebe winden sich spiralförmig im Boden zum Lichte hervor und auch von ihnen wächst jedes Stück weiter. Wo die Aderwinde einmal festen Fuß gefaßt hat, da muß man entweder die von ihr heimgeführten Beete von Woche zu Woche behaden, wodurch die Pflanzen immer wieder ihrer grünen Triebe beraubt werden, bis sie verkommen sind, oder man muß den Boden 1 Meter tief rigolen und dabei alle Wurzeln auflesen, denn auch aus Metertiefe würden sie sich wieder zum Tageslicht emporarbeiten. Ein weiterer ausdauernder Schmarober ist der Aderstachelhalm (*Equisetum arvense*); er ist ein kryptogamisches Gewächs, das sich wie Pilze, Farne und Moose durch mikroskopisch kleine Sporen vermehrt. Auch dieses Unkraut ist kaum los zu werden; neben fortgesetztem Behaden hilft gleichfalls nur metertiefes Rigolen. Aber dieser Aderstachelhalm kommt bei uns nur strichweise vor, den reinen und trockenen Sandboden liebt er nicht sonderlich. In feuchterem Lehm und tonhaltigem Boden scheint er sich dagegen entschieden wohler zu fühlen. Auf meinem Hauptgrundstücke befindet sich nur eine kleine Ecke, in welcher Stachelhalm wächst. Auf meinem zweiten, in nächster Nähe gelegenen Grundstück dagegen, das hohen Grundwasserstand und den minderwertigen tonigen Sandboden hat, tritt er stark, auch in den Wegen auf; ich habe ihn aber durch fortgesetztes Behaden und durch Kalkdüngung bereits fast vollständig vertrieben.

Auch unter den einjährigen Unkräutern gibt es, wie Prieble weiter erklärte, ganz bössartiges Gesindel. Merkwürdig wird häufig eine grünblättrige Melde (*Atriplex oblongifolium*). Wenn der Boden gut gebüht ist und sie ungestört steht, wächst sie zu kraftstrotzenden, pyramidenförmig verzweigten und bis meterhohen Stauden heran, die den Boden nicht wenig ausaugen. Zwei weitere Unkräuter verdanken wir der Entdeckung Amerikas. Der eine dieser Fremdlinge ist das kanadische Verungstraum (*Erigon canadense*), das andere das sogenannte Franzosenkraut (*Galinsoga parviflora*). Franzosenkraut heißt es, weil sich das Volk einbildet, es sei, wie so manches andere Uebel, aus Frankreich gekommen. In Wirklichkeit ist aber auch seine Heimat Amerika. Wahrscheinlich sind diese und andere Unkräuter mit Mais und anderem Getreide nach Europa gelangt. Während man das Franzosenkraut überall findet, bedorugt das Verungstraum den reinen Sand. Es ist in ganz auffälliger Weise den Eisenbahndämmen gefolgt, hat sich von hieraus auf die Nachbarländer verbreitet, was ihm seine mit weißen Haarbüscheln versehenen Samen, welche der leichteste Wind davon trägt, ermöglichen.

Alle diese und andere Unkräuter kommen natürlich immer wieder, es ist daher Aufgabe des Laubentkolonisten, durch regelmäßiges Weiden der Parzellen die Unkräuter frühzeitig unschädlich zu machen, namentlich aber zu verhindern, daß sie zur Samenreife und Selbstausaat gelangen. Zum Rigolen seines Landes wird sich ja ein Pächter, der alle Tage aus seinem kleinen Paradiese vertrieben werden kann, schwer entschließen. Da gibt es aber noch einen guten Ausweg, den Anbau von Kartoffeln und solchen Gemüsen, die mehrfach behackt werden müssen; dabei wird dann das Unkraut, ohne spezielle Arbeit, gleichzeitig unschädlich gemacht. Man gebrauche nur die Vorsicht, stets trockene sonnige Tage für das Weiden zu wählen, weil dann die an die Luft gesetzten Unkräuter nach wenigen Stunden verdorrt sind, während sie bei Regenwetter bald freudig weiter wachsen.

Nun wußte Prieble, was er wissen wollte; seine Kehle hatte er sich auch gründlich angefeuchtet, ich sollte ihm aber noch sagen, wie er sein Gemüse am besten einwintert. Er hatte öfter auf dem Felde sogenannte Nieten gesehen, in welche die Bauern Futterrüben und, wenn Diebstahl nicht zu befürchten, auch einen Teil der Kartoffeln einwinterten. Ich habe ihm aber von diesem Verfahren abgeraten. Für die Parzelle ist es nichts, hier würde das Nest sehr bald leer sein, da es zu viel Gäuner gibt, die im Winter das Ausplündern der Lauben und Parzellen als Spezialität betreiben, dabei ihre Rechnung finden und auf den im Winter völlig verlassenen Geländen auch nur selten bei ihrem frästlichen Tun abgesehen werden. Da muß man denn, mit Ausnahme von Grün- und Rosenkohl, der im Keller nicht gesund bleibt, alles daheim in Sicherheit bringen. Die Sache eilt aber jezt im Oktober nicht sehr und hat bei günstiger Witterung schließlich auch bis November Zeit. Bei allen Kohlgewächsen erzielt man eine gute Haltbarkeit, wenn man sie möglichst mit den Wurzeln ausnimmt. Die äußeren losen Blätter werden entfernt — sie geben ein gutes Kaninchenfutter —, es bleiben am Strunk also nur die festen Köpfe und die Wurzeln; diese schlägt man im Keller eng zusammen ein, aber nicht so eng, daß sich die Köpfe gegenseitig berühren. Ist der Keller gepflastert, so muß man die Wurzeln durch Auffüllen von Sand bedecken. Die Wurzelgewächse, wie Karotten, Petersilienwurzeln, Schwarzwurzeln, Winterrettige, Teltower Rüben und Sellerie nimmt man an einem trockenen Tage vorsichtig aus. Hierbei muß ganz besonders auf Schwarzwurzeln, die bei jeder Verletzung bluten, d. h. ihren weißen Milchsaft verlieren, vorsichtig verfahren werden. Bei diesen werden auch nur die Blätter abgeschnitten, wie bei den Petersilienwurzeln, bei allen übrigen schneidet man den Blattstumpf mit einem Streifen der Rüben fort, dann läßt man die ausgenommenen Wurzeln mindestens einen Tag an der Luft liegen, damit sie etwas abtrocknen. Schwarzwurzeln und Petersilienwurzeln werden mit den Köpfen nach oben im Keller eingeschlagen, die übrigen Wurzeln zu kleinen spitzwinkeligen Haufen aufgeschichtet, die man mit Erde bedeckt. Breitlauch und gewöhnliche Petersilie können im Freien bleiben. Wenn man, wie Frau Prieble, im Winter immer schönes frisches Suppengrün haben will, so bepflanzt man einige Töpfe mit den schwächsten Petersilienwurzeln, gießt sie an und stellt sie in den Keller. Dann nimmt man im Winter nach und nach einen Topf nach dem anderen ans Küchenfenster, wo die Wurzeln solange grüne Triebe hervorbringen, bis sie erschöpft sind. Frau Prieble hat ihre Freude an diesem bescheidenen Grün, sie meint, sie freut sich über jedes Blättchen, das sie von ihren Petersiliendöpfchen schneiden kann; sie will aber auch einige Schnittlauchstauden aus dem Garten einpflanzen und mit diesen ebenso verfahren, denn Butterbrot mit Scheiben hartgekochten Eies, schmekt ganz besonders im Winter gut, wenn Grünes rar ist. —

Mag Hessdörffer.

Kleines feuilleton.

g. Sonne und Mond am Horizont. Es ist nicht nötig, daß man, um große Naturschönheiten zu bewundern, weite Reisen nach Punkten der Erde unternimmt, die durch irgend ein sich dort bietendes Naturschauspiel berühmt geworden sind. Man findet überall in der Natur des Erhabenen und Bewundernswerten genug.

Jeden Abend geht die Sonne unter, an jedem Morgen erhebt sie sich über den Horizont, und wenn auch an vielen Abenden und in vielen Morgenstunden dicke Wolken den Anblick verhindern, so sind Sonnenuntergang und -aufgang doch noch häufig genug zu schauen. Den Sonnenaufgang zu genießen ist zwar für viele unmöglich; es sind nicht immer gerade die Trägsten, die zu dieser Zeit noch den Morgenschlummer genießen, denn sie brauchen ihn, um Kraft und Frische zu bekommen für die schwere Tagesarbeit; umgekehrt sind es nicht selten Nachtschwärmer, die auf der Heimkehr vom Wirtshaus den Sonnenaufgang eben vor dem Zubettgehen beobachten können, und die nicht notwendig zu den fleißigen Menschen gerechnet werden müssen. Aber der Sonnenuntergang ist meist ohne große Unbequemlichkeit zu beobachten, und so oft man ihn auch schon gesehen hat, immer erweckt er von neuem eine Empfindung für die Größe und Herrlichkeit dieses Vorganges. Nicht ganz so gewaltig wirkt der Auf- und Untergang des Mondes, aber auch dieses Gestirn ruft bei seinem Auftauchen und Verschwinden eine feierliche Empfindung in uns wach, wenn diese auch mehr sanfter Natur ist. Die Weiße der Empfindung wird nun keineswegs gestört, sie wird vielmehr in gewissem Sinne noch gesteigert, wenn wir uns die Einzelheiten der bewunderten Erscheinung klar machen. Zu diesen Einzelheiten gehört die Beobachtung, daß Sonne sowohl wie Mond in der Nähe des Horizontes in blutrotem Licht erscheinen, während sie, wenn sie höher am Himmel stehen, ein ganz anders aussehendes Licht ausstrahlen: die Sonne ein gelblich-weißes, der Mond ein blaues Licht. In der Tat senden beide Gestirne Licht aus, das alle Farben enthält, die im Regenbogen enthalten sind, und schon das Entstehen des Regenbogens, der sowohl von der Sonne, als auch in selteneren Fällen vom Mond hervorgerufen wird, beweist, daß im Sonnen- und Mondlicht alle farbigen Strahlen enthalten sind. Beim Durchgang der Lichtstrahlen durch unsere Atmosphäre wird ein Teil des Lichts zurückgehalten und verschluckt. So wirken auch gefärbte Gläser. Ein rotes Glas erscheint darum rot, weil in ihm chemische Substanzen enthalten sind, die alle nicht roten Strahlen verschlucken, wie Zuder, in ein Glas mit Wasser geworfen, vom Wasser verschluckt wird; in einem blauen Glase werden alle nicht blauen Strahlen verschluckt, und wenn wir ein rotes und ein blaues Glas zusammen vors Auge halten, so sehen wir gar nichts, es ist gerade so, wie wenn wir ein Stück Holz vors Auge gehalten hätten. Durch das rote Glas werden eben nur rote Strahlen gelassen, und wenn diese durchgedrungenen roten Strahlen an das dahinter stehende blaue Glas kommen, so werden sie hier verschluckt, weil durch dieses nur blaue Strahlen dringen könnten; diese sind aber in dem darauf fallenden Licht nicht mehr enthalten, sie sind schon im roten Glas ausgelöscht, und so kann gar kein Licht in unser Auge dringen, beide Gläser zusammen sind undurchsichtig. Ähnlich wie ein rotes Glas wirkt nun die durchwanderte Luftschicht auf das Sonnen- und Mondlicht; der Stoff, der in der Luft das nicht rote, besonders das blaue Licht, auffängt, ist der Wasserdampf. Ueberall ist er, bald in größerer Menge, bald in geringerer, in der Luft vorhanden; der Wasserdampf ist für die kleineren Lichtwellen undurchgängig, und bekanntlich sind die roten Lichtwellen die größten, die blauen die kleinsten. Himmelskörper, die sich in der Nähe des Horizontes befinden, senden die unser Auge treffenden Lichtstrahlen durch eine viel dickere Luftschicht, als wenn die gleichen Gestirne sich mehr in der Nähe des Zeniths befinden; je dicker die Luftschicht ist, um so mehr Wasserdampf trifft das Licht unterwegs an, und um so vollständiger werden die nicht roten Strahlen verschluckt. Daher rührt die prächtig rote Farbe der auf- oder untergehenden Sonne und des erscheinenden oder verschwindenden Mondes. Die Rote wird natürlich um so kräftiger sein, je mehr Wasserdampf in der Luft enthalten ist. Insofern ist die weit verbreitete Ansicht ganz gerechtfertigt, daß, wenn Sonne oder Mond in besonders rotem Glanze auf- oder untergehen, bald Regenwetter oder Schnee zu erwarten ist; denn je mehr Wasserdampf in der Luft enthalten ist, um so leichter kann eine Uebersättigung der Luft mit Feuchtigkeit eintreten, und das überschüssige Wasser muß dann in Gestalt von Regen oder, im Winter, als Schnee zur Erde fallen.

Die zweite Beobachtung, die man an den beiden auf- oder untergehenden Gestirnen machen kann, ist die, daß sie uns weit größer erscheinen, als zu anderen Zeiten. Man nahm lange Zeit an, daß dies nicht auf einer Augentäuschung beruhe, sondern auf einer Urteilsstärkung. Man sagte, in der Nähe des Horizontes kann das Auge den Mond oder die Sonne mit benachbarten Gegenständen, mit Bäumen oder Häusern etwa, vergleichen, und bei diesem Vergleich erkennen wir, daß die Gestirne größer sind als die betreffenden Gegenstände; darum erscheinen sie uns überhaupt sehr groß; hoch am Himmel aber haben wir keine irdischen Vergleichsgegenstände, und so können wir nicht zu dem Urteil kommen, daß die Himmelskörper sehr groß sind; sie erscheinen uns deshalb kleiner. Diese Erklärung kann jedoch nicht als zutreffend angesehen werden. Zunächst ist es nicht richtig, daß uns ein Haus kleiner erscheint als die benachbarte Sonne oder der benachbarte Mond. Wir wissen zwar, daß die letzteren in Wirklichkeit viel größer sind als ein Haus, unserem Auge erscheinen sie aber bedeutend kleiner; es fehlt also jede Grundlage dafür, am Horizont Sonne und Mond durch vergleichbare größer zu schätzen. Außerdem aber gibt es Fälle, in denen, wenn die Himmelskörper am Horizont erscheinen, vergleichbare irdische Gegenstände völlig fehlen; solche Fälle können schon auf dem Lande eintreten, wenn der Horizont

durch eine ununterbrochene Sandebene gebildet wird. Ganz besonders lehrreich aber ist der Ozean, wo doch in der Regel keine Gegenstände auf dem weiten Meer mit Sonne und Mond verglichen werden können, und wo diese doch ebenfalls größer erscheinen, als in bedeutenderer Höhe über dem Horizont. In der Tat handelt es sich hier um eine Augentäuschung, um einen Sehfehler. Unser Auge enthält, wie allgemein bekannt ist, eine Linse, die auf das Licht gerade so wirkt, wie die Linsen unserer Vergrößerungsgläser: sie verändert die Richtung der auffallenden Lichtstrahlen und entwirft dadurch auf der Licht empfindenden Netzhaut Bilder der gesehenen Gegenstände. In gleichem Sinne, das heißt ebenfalls den Gang der Lichtstrahlen verändernd, wirkt die vordere durchsichtige Haut des Auges und die teils wässrigen, teils gallertartigen Flüssigkeiten, die das Auge anfüllen. Aber das Auge ist nicht ganz regelmäßig gebaut. Lichtstrahlen, die von oben hineinfallen, werden anders gebrochen als solche, die es wagerecht treffen, und deshalb erscheinen Gegenstände hoch über uns anders, als wenn dieselben Gegenstände ziemlich geradeaus vor uns liegen; in letzterem Falle sehen wir sie größer, hoch über uns kleiner. Nur darum kommt es uns vor, als wenn Sonne und Mond, wenn wir sie am Horizont, also mehr wagerecht vor uns sehen, größer wären, als wenn ihr Licht unser Auge von oben trifft. Man kann den Nachweis sehr leicht dadurch führen, daß man die Himmelskörper nicht stehend anblickt, sondern sich vorher auf den Rücken legt. Dann werden ihre Strahlen von der Nähe des Zeniths aus, das heißt, wenn sie hoch am Himmel stehen, unser Auge in dessen Mitte treffen, also so, wie uns sonst Gegenstände erscheinen, die gerade vor uns liegen, mithin vergrößert. Wirklich sieht man auch in solcher Lage die Sonne um die Mittagzeit und den Mond bei seinem Hochstand viel größer, als wenn wir sie stehend um diese Tageszeiten erblicken. —

en. Die Verbreitung des Radium auf der Erde ist zum ersten Male von Dr. Strutt in einem Vortrag vor der Royal Society in London übersichtlich behandelt worden. Nachdem der Gelehrte in einem früheren Vortrag den Gehalt von Radium in Gesteinen vulkanischer oder im allgemeinen feurigflüssiger Entstehung untersucht hatte, macht er jetzt ähnliche Angaben über den Radiumgehalt in Schichtgesteinen, die ihren Ursprung den Niederschlägen aus Wasser verdanken. Den höchsten Radiumgehalt fand Strutt in dem sogenannten Dolith oder Eierstein, einem eigentümlich körnigen Kalkabtrag aus der Umgebung des altberühmten Ortes Bath, wo er ohne Zweifel mit dem Vorhandensein der heißen Quellen zusammenhängt. Man hat dort in den meisten Thermen verhältnismäßig bedeutende Mengen von Radium gefunden, so daß bereits eine Theorie aufgestellt worden ist, derzufolge die Heilkraft solcher Quellen durch ihren Radiumgehalt bedingt sein sollte. Dem Dolith von Bath steht ein anderes ähnliches Gestein zunächst, dann folgt ein Marmor, weiterhin ein Ton. Erstaunlich hohe Radiummengen führt auffallenderweise auch ein petroleumbaltiger Sandstein aus Galizien, den Strutt an fünfter Stelle anführt. Ferner wird der Reihenfolge nach genannt: ein Dachschiefer, ein kieselig sandiger Schiefer, zwei Konjorten, ein roter Sandstein, ein feiner Kies, ein rötlicher Kalk und Feuerstein in großen Knollen. In dem letztgenannten Feuerstein ist der Gehalt an Radium fast sechsmal geringer, als in dem Eierstein von Bath. Dieser Gesteinsreihe, die aus englischen Schichten entnommen war, folgt ein weißer Marmor aus Indien, der etwa ein Zehntel des Radiumgehalts des Gesteins von Bath aufweist, endlich noch einige Kalkarten. Im großen und ganzen haben nach diesen Untersuchungen die Gesteine wässriger Entstehung im Durchschnitt einen ähnlichen Radiumgehalt wie die vulkanischen Felsen. Nicht weniger beachtenswert ist der zweite Teil der Strutt'schen Forschungen, der sich auf den Radiumgehalt gesteinsbildender Mineralien bezieht. Das meiste Radium wurde in einem Zirkon vom Uralgebirge gefunden, und auch Zirkone aus Norwegen, Nordamerika und Südafrika zeichneten sich durchweg als ungewöhnlich radiumreich aus. Von bekannteren Mineralien, die einen nennenswerten Radiumgehalt besitzen, werden ferner genannt: Uvattit aus Schweden und Kalifornien, Hornblende, Turmalin, der Labradorit (ein Schillerspath von der Halbinsel Labrador), Feldspathe und Glimmer aus Indien. Ueberhaupt ist das Radium in den Gesteinen der Erdkruste wohl sehr weit verbreitet und vielleicht sogar in allen vorhanden, wenn auch zuweilen in so geringen Mengen, daß nur eine Untersuchung in großem Maßstab zu einem bestimmten Nachweis führen kann. —

u. Elektrizität im Altertum. Während die Elektrizität in ihrer technischen Verwendung und in ihren wesentlichen Gesetzen ein Kind der neuesten Zeit ist, waren doch gewisse elektrische Erscheinungen auch dem Altertum schon wohl bekannt. Am bekanntesten natürlich war der Blitz; wird doch sogar angenommen, daß in uralten Zeiten das Feuer überhaupt nur durch den Blitz entstanden sei und die damals lebenden Menschen das kostbare Himmelsgeschenk sehr sorgfältig hüten mußten, denn wenn das Feuer einmal ausging, konnten sie es nicht wieder anzünden, sondern sie mußten warten, bis wiederum ein Blitz einen Baum oder bergleichen in Brand setzte. Außer dem Blitz müssen den Alten auch andere elektrische Erscheinungen bekannt gewesen sein, denn sowohl in den biblischen Beschreibungen der Bundeslade und der Tempel-einrichtung zu Jerusalem, als auch in Erzählungen über

den delphischen Apollotempel und andere griechische Tempel können die vielfach vorkommenden feurigen Erscheinungen kaum anders erklärt werden, denn als elektrische. Gerade wie unsere heutige Leydener Flasche und ähnliche elektrische Sammelapparate durch Elektrifiziermaschinen neu geladen werden, so wurden damals metallene Anlagen, die zufällig den Bedingungen der elektrischen Sammelapparate entsprachen, auch zufällig durch Luftelektrizität geladen und brachten dann die Erscheinung des elektrischen Funkens hervor. Die schlauen Priester konstruierten dann solche Apparate, aus denen Feuerfunken emporgestiegen waren, in genauer Nachahmung nach und benutzten die elektrischen Entladungen, von deren wirklicher Entstehungsweise sie wohl nicht die leiseste Ahnung haben mochten, um der gläubigen Menge Wunder vorzutäuschen, oder um Leute, die sich gegen die priesterliche Autorität auflehnten, mit geheimnisvollem Feuer zu töten — jedenfalls aber, um ihren Einfluß und ihre Macht zu vermehren. —

Medizinisches.

hr. Die Zuckerkrantheit im Kindesalter. Zuckerkrantheit im Kindesalter ist ein nicht seltenes Vorkommnis; bei Kindern unter fünf Jahren kommt die Krankheit ganz vereinzelt vor, mit zunehmendem Alter steigt die Zahl rasch an. Als Ursache werden beschuldigt: Verletzungen, erschwerter Zahnen, rasches Wachstum, Magenkatarrh und Verdauungsstörungen. Die Erblichkeit spielt eine große Rolle. Gar oft wird die Krankheit verkannt; sie wird einfach als allgemeine Erschöpfung angesehen und behandelt. An Zuckerkrantheit sollte immer gedacht werden, wenn ein dem Alter nicht entsprechender, mangelhafter Ernährungs-zustand vorhanden ist. Abmagerung und Trockenheit der Haut bilden oft die einzigen Symptome, welche auf die Störung hinweisen. Die Dauer der Krankheit beträgt meist einige Monate, ausnahmsweise kann sie sich jedoch auch jahrelang hinziehen; in der Regel sterben die Kranken als Kinder oder in jungen Jahren. Der ungünstige Ausgang der Krankheit ist die Regel. Der Tod erfolgt meist durch allgemeine Entkräftung, Tuberkulose oder Gehirnkrankheiten. Es kommen aber auch vollständige Heilungen vor. Zur Vermeidung der Krankheit sollte die reichliche Zufuhr von Brot, Kartoffeln und Zucker bei allen Kindern vermieden werden.

Humoristisches.

— Aus der Volksschule. Die kleine Frida war wiederholt wegen Unachtsamkeit von der Lehrerin gestraft worden. Eines schönen Tages erhielt letztere von Fridas Vater den nachfolgenden Brief:

„Wenn Sie mein liebes Kind noch einmal strafen werden, werde ich zum Herrn Pfarrer H... gehen, und der wird dafür sorgen, daß Sie nicht mehr länger Fräulein bleiben.“ —

— Edle der Nation. „Ja bin jetzt patriotisch bis in die Knochen! Aber wenn ich mein Zutun vorteilhaft an so'n Polacken verkoopen kann, dann muß eben der Jesühl zurückweichen!“ —
(„Jugend.“)

Notizen.

— Vorhing-Theater. In Vorbereitung sind „Der Wildschütz“, „Carmen“ und „Die Fledermaus“. — Für die Vorhingfeier am 21. Oktober ist „Undine“ in Aussicht genommen. — Im Laufe der Spielzeit wird auch die Strauß'sche Oper „Das Spizentuch der Königin“ zur Aufführung kommen. —

ge. Die Höhe des Vogelfluges. Hr. v. Dufanus hat auf Grund aeronautischer Beobachtungen festgestellt, daß im allgemeinen die Grenze der Vögel bereits in einer relativen Höhe von 400 Meter überschritten sei. Eine große Seltenheit ist es, wenn auch über 400 Meter relativer Höhe Vögel auf Ballonfahrten angetroffen werden. Mit in die Lüfte genommene und dort losgelassene Vögel fliegen bei klarem Wetter direkt zur Erde hernieder; nur ein über den Wolken freigelassener Hänfling wußte sich zunächst im Wolkensee nicht zurecht zu finden; eine plötzlich sichtbar werdende Wolkenschneise benutzte er dann sofort, um zur Erde zurückzukehren. Die Vögel scheinen zu ihrer Orientierung des freien Ueberblicks über die Erde zu bedürfen. Es kann also nicht ein uns unbekanntes instinktives Abmessungsvermögen sein, was die Vögel auf ihren Wanderungen leitet, sondern dieselben orientieren sich auf ihren Wanderungen anscheinend nach der Gestaltung der Erdoberfläche. —

— Archäologischer Fund. Man berichtet aus Venedig: Bei einer Restaurierung im Dom von Feltre wurde ein antiker Gedenkstein aus dem Jahre 323 unserer Zeitrechnung entdeckt. Er trägt eine Inschrift, die besagt, daß eine Einigung zwischen den Fürsten der Samie und der Luchweber erfolgt sei. Dieser Einigung wurde ein Legat von 500 Esterzen unter der Bedingung hinterlassen, daß sie den Todestag des Erblassers alljährlich durch eine Gedächtnisfeier ehre. —